

Ein Wort der Mahnung.

Zur Wiener Verkehrsnot.

Nun sind zehn Tage vergangen, seit die Stadt Wien in dem neuen Zustand der Licht- und Verkehrseinschränkung der ihr verhängt wurde, dahinlebt. Wieder muß der Bevölkerung ein glänzendes Zeugnis ausgestellt werden. Die Entbehrungen und Strapazen, die sie neuerdings auf sich genommen hat, sind hart, aber sie werden gutwillig und aufopfernd getragen.

Die neue Fahrordnung der Straßenbahn hat sogar in mancher Beziehung angenehme Folgen gezeitigt. Es ergötzt sich, daß die Auflassung der allzu zahlreichen Haltestellen nicht bloß betriebstechnisch eine gute Maßregel war, sondern auch vom Publikum als wohlthuend empfunden wird, das jetzt weite Strecken in schnellem Tempo durchfahren darf, ohne jeden Augenblick von dem Ruck des Bremsens und Umdrehens gestört zu werden.

Nach über die Einschränkung des elektrischen Lichtes in den Privatwohnungen wird kein Vernünftiger klagen. Nur Unverstand oder Leichtfertigkeit kann es bejammern, daß man jetzt nicht bei strahlendem Licht der Geselligkeit pflegen darf. Für einen rechtlich denkenden Menschen ist das Opfer, sein Zimmer, sei es nun eine noch so bescheidene Stube oder ein noch so schmuckvoller Salon, bloß mit einer Glühbirne zu erleuchten, überhaupt kein Opfer, keines, von dem man jetzt auch nur sprechen darf, in dieser Zeit, in der ungezählte Menschen draußen im Feld ebenso wie daheim tausendfach schwere, wirkliche Opfer bringen. Man hat dem Direktor der städtischen Elektrizitätswerke, Herrn Ingenieur Karel, nur allseitig zustimmen müssen, als er in der denkwürdigen Gemeinderatssitzung vom 12. d. M. sagte, die Sparmaßnahmen in der Wohnungsbeleuchtung hätten für die Elektrizitätswerke zwar „keinen Effekt“, sie hätten aber einen „moralischen Zweck“ und sollten zeigen, „daß Jeder daran teilnehme“. Man mag darüber streiten, ob das städtische Elektrizitätswerk die Aufgabe habe, derartige moralische Zwecke zu verfolgen, aber es gibt wohl keine Debatte darüber, daß es niemandem weh tun braucht, sich mit dem Licht einer einzigen Glühbirne zu begnügen. Im Gegenteil: die herabgeschraubte Beleuchtung in so vielen Wohnungen, in denen es sonst an nichts mangelt, ist nur eine erziehbliche, nicht einmal besonders anstrengende Form, der Not dieser Zeit, dem Ringen der Allgemeinheit seinen Respekt zu erweisen.

Aber in jener Gemeinderatssitzung hat Herr Direktor Karel noch einige Dinge gesagt, die seither in weiten Kreisen der Bevölkerung nachklingen. Er sagte: „Wenn in Wien sämtliche Theater und sämtliche Vergnügungslokale eingestellt und alle Gast- und Kaffeehäuser um 10 Uhr geschlossen werden, so macht das nicht einmal einen Waggon aus!“

Dennoch bleiben die hundertfünfzig Kinos, die wir in Wien haben, und die . . . paar Konzertsäle, deren Zahl lächerlich und verschwindend gering ist, andauernd geschlossen. Wir reden hier keineswegs dem bloßen Vergnügen das Wort. Aber den Berufszweigen, die dem öffentlichen Vergnügen dienen, haben sich tausende und tausende Existenzen anvertraut, die jetzt der Not preisgegeben werden. In dem halben Duzend Konzertsälen, die wir besitzen, haben Aufführungen stattgefunden, die man doch nicht unter die leeren Vergnügungen rechnen darf. Wenn es ein unbedingter Muß ist, auf die Musik in ihrer edelsten Form, auf anregende und belehrende Vorträge zu verzichten, wird sich diesem Müßigen niemand entziehen. Hält man sich jedoch die Worte vor, die Herr Direktor Karel darüber gesagt hat, dann wird man die Schließung der Konzertsäle (auch die Sperrung der Kinos) als eine Härte empfinden, die nichts Erziehbliches an sich hat, sondern nur auf das Leben der Stadt Wien, auf die allgemeine Stimmung, wie auf zahllose Existenzen einen Druck übt, deren Schwere in keinem Verhältnis zu seiner Notwendigkeit steht.

Die Gemeinderatssitzung vom 12. d. M. hat uns ja neben den überraschenden Neußerungen des Herrn Direktors Karel auch noch die größere Ueberraschung gebracht, daß der Betrieb der Straßenbahn, der von 9 Uhr früh bis 5 Uhr nachmittags eingestellt werden sollte, tagsüber aufrecht blieb. Der geängstigten Wiener Bevölkerung war das ein ebenso plötzliches als erfreuliches Zugeständnis. Die Wiener Bevölkerung wurde sehr plötzlich, viel zu plötzlich durch die Ankündigung der notwendig gewordenen Betriebsdrosselung überrascht, als daß sie den Gemeinderatsbeschluß vom 12. Februar nicht als ein Geschenk begrüßt hätte.

Nach zehntägiger Dauer dieses neuen Zustandes aber müssen wir doch auch den Wunsch aussprechen, daß seine Folgen im Rathaus ernsthafte Erwägung finden. Die Einstellung des Betriebes um halb 9 Uhr hat nicht nur das äußere Bild der Stadt Wien mit einem Schlage verändert — woran am Ende nicht viel liegen würde — sie hat auch, was menschlich nur zu sehr begriffen werden kann, die Stimmung weiter Kreise deprimiert und verschlechtert, was schon wichtiger ist. Die Theater, die bis zum Eintritt dieses neuen Zustandes glänzende Geschäfte machten, haben vom 15. Februar an ein rapides Abnehmen des Besuches beobachten können. Und es ist gewiß keine Kleinigkeit, wenn nun auf einmal an die zwanzig Institute in materielle Schwierigkeiten gestürzt werden. Die Gasthäuser, die Kaffeehäuser waren bis zum 15. Februar überfüllt. Jetzt stehen alle diese Gewerksleute einer schweren Krise gegenüber. Alle Betroffenen aber müssen sich sagen und sagen es auch, daß daran nicht der Krieg schuld ist, denn der Krieg hat ihren Erwerb ja bisher nicht gehindert, sondern die Kohlenversorgung der städtischen Elektrizitätswerke.

Eine Großstadt baut sich auf gewissen unverrückbaren Voraussetzungen auf, und zu diesen gehört vor allem das Verkehrsmittel. Der Arbeiter rechnet damit, wenn er in einem entfernten Bezirk Arbeit nimmt, ebenso wie der

geistige Arbeiter, der — ohne reich zu sein — seine Wohnung an der Peripherie der Stadt aufschlägt. Wenn man nun verlangt, wenn alle Schichten der Wiener Bevölkerung nun verlangen, daß die Straßenbahn so bald als nur möglich wieder bis halb 12 Uhr abends verkehren soll, so wird damit keine übermäßige Forderung erhoben, sondern die Großstadt begehrt nur, daß ihr knapp diejenigen Existenzmöglichkeiten geboten werden, ohne die sie eben nicht existieren kann.

Es wäre unbedingt zu erwarten, daß die Direktion der Straßenbahnen den jetzigen Zustand der halben Ruhe dazu verwendet, um ihr Wagenmaterial ausbessern zu lassen. Wie es heißt, befinden sich unter den Wagenführern viele geschulte Monteure, die, bei entsprechender Bezahlung, diese Arbeit leisten könnten.

Unbedingt zu erwarten ist es ferner, daß der Betrieb bis in die bisherigen Abendstunden (halb 12 Uhr) fortgesetzt wird. Eine Stadt wie die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien kann von ihrer eigenen Verwaltung nicht wochenlang in ihrer Bewegung gelähmt werden. Schon die Einführung eines Verkehrs in halbstündigen Pausen von halb 9 Uhr an würde dem Uebel ein wenig steuern und die Drosselung vieler Erwerbszweige lockern.

Die Erwartung, die hier Ausdruck findet, ist eine allgemeine. Die städtische Verwaltung kann sich dieser Tatsache nicht verschließen. Wir wollen ihr gewiß keine Schwierigkeiten machen, wir sind jetzt alle zusammen nicht dazu da, einander Schwierigkeiten zu bereiten. Aber dieser Grundsatz muß — gegenseitig sein.